

Palästinenser und Israelis

# Zwischenkriegstage

Die Knesset-Wahlen im Februar brachten keine Entscheidung zwischen den Radikalen Netanjahus und Livnis Nicht-ganz-so-Radikalen – außer dass Avigdor Lieberman zur dritten Kraft und zum Königsmaacher aufgestiegen ist, ein Rechtsruck, der jedem friedliebenden Menschen Sorgen bereitet. Das Land kommt nicht zur Ruhe.

*Von Linda Benedikt*

## *Wochenende*

Es ist Freitag. In der Altstadt drücken die muslimischen Gläubigen vom Damaskustor her Richtung Felsendom. Fromme Juden hetzen vom Jaffa- und Damaskustor hin zur Klagemauer. Aufgehalten werden sie alle in Höhe des Österreichischen Hospizes, dort zweigen die Christen mit Mikrofon, bunten Fähnchen und Holzkreuzen in die Via Dolorosa ab. Keine Gruppe sieht die andere, sie sind Luft füreinander. Die einzigen, die dem Treiben ein staunendes Auge schenken, sind Touristen. Mit Beuteln und Plastiktüten voll heiliger Erde, Palästinensertüchern aus China und T-Shirts mit „America, don't worry, Israel is behind you!“.

Ich schiebe mich in dem Gedränge aus der Altstadt hinaus, vorbei an verkrüppelten Menschen, die immer freitags laut um Almosen bitten, vorbei an israelischen Soldaten in kugelsicheren Westen, mit Maschinengewehren und allzu oft einem arroganten Lächeln im Gesicht, kaufe eine Zeitung, steige endlich in ein Taxi und lasse mich in die Neustadt fahren. Wir stehen im Stau, es entspinnt sich ein Gespräch:

„Woher kommen Sie?“

„Aus Deutschland.“

„Ihr Hebräisch ist sehr gut!“

„Danke, aber es hört sich besser an, als es ist.“

Der Fahrer lächelt: „Sagen Sie, stimmt das mit den sechs Millionen Juden?“

„Ja, das stimmt. Die Deutschen haben tatsächlich sechs Millionen Juden umgebracht.“

Der Fahrer schweigt laut vor sich hin.

In der Jaffa-Street bedanke ich mich für seine Dienste und steige aus. Freitags frühstücke ich außer Haus und lese Zeitungen. Die Lektüre: selbstherrlich, nationalistisch und so gut wie nie gegen den nationalen Konsens.

Um zwölf Uhr stehe ich am Kikar Paris, einem Platz an der Hauptverkehrsader Westjerusalems, zusammen mit zehn weiteren Frauen. Ich halte ein Schild in die sommerliche Herbstluft, „Stop the occupation!“. Die Frauen stehen schon seit

zwanzig Jahren regelmäßig hier. Heute werden wir von zwei Autofahrern angespuckt, drei zeigen uns den Mittelfinger und ein Amerikaner mit Spuckefäden in den Mundwinkeln ruft uns zu: „Go fuck yourself.“ Um eins packen wir zusammen. Ich gehe über den alten muslimischen Friedhof, der heute zu einer Hälfte Jerusalems Unabhängigkeitspark ist und zur anderen ein heruntergekommenes Stück Land voll von unbeachteten Gräbern (auf dem demnächst ein „Toleranzmuseum“ gebaut werden soll), nach Hause.

Alternativprogramm: zusammen mit den israelischen Anarchists against the War, diversen Ausländern und den örtlichen Bewohnern zur Demonstration nach Nilin oder Bil'in. Die beiden Dörfer wehren sich gegen Landraub durch die israelische „Schutz“-Mauer auf palästinensischem Land. In meiner Tasche: ein Buch, ein Wasser, zwei Zwiebeln. Sie sollen, sagt man mir, vom Tränengas ablenken, lieber Zwiebel- als Tränengastränen. Gegen die Gewehrkugeln, ob hartgummiüberzogen oder nicht, hilft nur weglaufen.

Ich demonstriere lieber in Nilin. Da sieht man besser, woher die israelischen Soldaten feuern. In Bil'in hingegen zieht sich ein langer Weg vom Markplatz zur Mauerbaustelle, und die Soldaten schießen von vorne, von links und rechts. Bevor die Demonstration losgeht, teilen wir die Zwiebeln untereinander auf. Die Palästinenser teilen zusätzlich noch kleine Flaschen mit Parfüm aus, das sie auf Tücher und Lappen und Hände geben. Ich bin hin- und hergerissen, was hier schlechter riecht. Einen Soldaten frage ich, was er sich dabei denkt, auf unbewaffnete Menschen zu schießen. Er antwortet, dass er nicht denkt, sondern nur Befehle ausführt. Und am Abend würde er durchaus ruhig einschlafen. Ich mache an solchen Abenden nichts. Nur duschen und die Zimmerdecke anschauen.

Am Samstag lese ich, gehe Touristen gucken und schau mir israelische Filme auf DVD an. Manchmal lerne ich auch Arabisch.

Sonntags stehe ich ab zwei Uhr nachmittags drei Stunden lang am Checkpoint Huwwara, kurz vor Nablus, zusammen mit ein paar Frauen von Machsom Watch, die systematisch das Treiben an den zahlreichen Checkpoints dokumentieren. Die kommen allerdings erst gegen drei. Da hab ich bereits meine kleine Tour gemacht: einmal durch eine Drehtür voller Stacheldraht auf die andere Seite, vorbei an Händlern, die Süßigkeiten, Kaffee, Tee und Obst verkaufen, dann in die Schlange, die „humanitäre“, wie Israel sie nennt, weil dort Frauen, Kinder und Kranke schneller abgefertigt werden als die Männer, die in vier anderen Reihen warten und warten. Da steh ich dann, eingequetscht, gedrückt, geschoben und in der Hitze zwischen ungefähr 300 Palästinensern. Auf einmal ein Krachen, ein Schlagen. Man wirft apathische, genervte, gelangweilte Blicke zum Anfang der Schlange, wo sich eine Gruppe von jungen Palästinensern prügelt. Vereinzelt hört man Rufe: „Stop, aufhören!“ Die Männer prügeln weiter. Keiner weiß warum. Vielleicht aus Langesweile, aus Frust, vielleicht hat einer den anderen auch nur geschubst. Plötzlich sind überall israelische Soldaten, brüllend die Männer, kreischend die Frauen, alle mit entsicherten Waffen, ihre Menschlichkeit bis zur Unkenntlichkeit hinter Helmen, Waffenriemen und Uniform versteckt: „Haut ab! Haut ab!“ Die Angst drängt uns zusammen und zurück, wir sammeln uns, schwappen in unserer Ungeduld wieder nach vorne. Wieder ein Soldat: „Niemand verlässt heute Nablus! Niemand!“

Ich winke mit meinem deutschen Pass und rufe auf Hebräisch: „Was ist los? Ich muss da rüber!“ Und ich darf. Die anderen, die hier Geborenen mit ihren sinnlosen Ausweisen, dürfen erst einmal nicht. Ab und zu spielen die Soldaten „Gymnastik.“ Damit ihnen nicht langweilig wird und sie nicht unaufmerksam werden, tut der Kommandant so, als wäre etwas passiert. Die Palästinenser werden davon nicht informiert. Nur steht dann plötzlich vor ihnen eine Horde brüllender junger Menschen, die ihren Ernstfall proben. Bis zur Entwarnung.

Leah (alle Namen geändert) erwartet mich bereits auf der anderen Seite. Sie hat alles notiert und außerdem: drei von vier Sicherheitsschleusen geöffnet; kein Autoverkehr darf den Checkpoint passieren; durch-

schnittliche Wartezeit für die Männer eine Stunde; für Frauen und Kinder eine knappe halbe Stunde. Zwei Palästinenser werden in eine Arrestzelle gesperrt. Grund: unbekannt. Allen Palästinensern rutschen die Hosen, weil sie ihre Gürtel vor dem Gang durch den Metalldetektor entfernen müssen.

Avital steht ebenfalls auf ihrem Posten. Sie versucht mit ihrem Opernglas die Anzahl der wartenden Palästinenser zu schätzen. Ich muss auf die Toilette. Es gibt keine, nur eine für Soldaten.

„Entschuldigen Sie, darf ich bitte Ihre Toilette benutzen?“

„Bist du Israelin?“

„Nein, aber glauben Sie, dass das einen Unterschied für die Toilette macht?“ Schweigen, ein Blick in die Runde.

„O.k, komm mit.“

Um fünf fahren wir. Nach einer dreiviertel Stunde sind wir in Israel, nach knapp einer Stunde in Tel Aviv. Avital wärmt eine Suppe, ich putze Salat, Leah schaut aus dem Fenster. Um elf liege ich im Bett.

### Montag

Irgendein T-Shirt an, eine alte Hose und mein Haarband: Heute koche ich in einer jüdischen Suppenküche in der Jerusalemer Neustadt. Jerusalem ist die ärmste Stadt in Israel. Es gibt Reis, Schnitzel, Hühnerschenkel und Gemüse. In der Küche wird nur Hebräisch gesprochen. Und nie über Politik. Ich schäle gedankenlos Zwiebeln für dreihundert Leute und soll, sagt Shimon, der Koch, zwei ältere Freiwillige einweisen. Das jüdische Ehepaar aus Amerika ist so zerbrechlich, dass ich sie beide auf Stühle setze, damit sie beim Schälen der gelben Rüben nicht umfallen.

Essen gibt es ab eins. Eine Ansammlung einsamer, alter und älterer Leute drückt in den Saal. Will mehr von dem, gar nichts von jenem, und wo ist der Salat? Avia, Mutter zweier kleiner Kinder, bedient, ist überfordert, schreit so laut, dass

„Frieden jetzt“: Demonstration in Hebron (Juni 2007)



Erman, Wikimedia



Checkpoint bei Abu Dis, Westbank (August 2004)

Shimon sie anbrüllt, sie solle nicht so plärren. Nach nur einer halben Stunde ist die Schlacht geschlagen. Eine Frau mag partout nicht aufstehen und will noch was essen und noch was. „Ja, schmeckt’s Ihnen denn so gut?“, frage ich. Nein, ist ihre Antwort. Ein alter Mann, unser letzter Gast, geht zum Wasserhahn im Hof, nimmt sein Gebiss heraus und wäscht seinen Mund. Dann steckt er seine Zähne in den Mund, geht und winkt. Bassem Eid, mein temporärer Chef, ruft an. Ich muss morgen nicht ins Büro. Das Geld für zwei neue Projekte kommt jetzt doch nicht, die Finanzkrise. Den anderen hat er auch schon Bescheid gesagt. Mir fällt Samira ein, sie ist zuständig für das Beschaffen von Spenden im Büro. Ihre Autoreparatur wird warten müssen.

Am Abend gehe ich zu Um Kamel, der zweimal Vertriebenen. Erst aus Westjerusalem im Krieg von 1948 und dann, kurz nach der Wahl von Barack Obama, 2008 aus ihrem von Jordaniern erstandenen Haus in Ostjerusalem. Seitdem wohnt sie – ihr Mann ist, kurz nachdem israelische Polizisten ihn gewaltsam aus seinem Haus vertrieben hatten, an einem Herzinfarkt gestorben – in einem geliehenen Zelt auf palästinensischem Privatgrund (in ihrem Haus wohnen jetzt israelische Siedler). Was die Israelis jedoch nicht daran hinderte, das Zelt mehrmals zu zerstören, ebenso den Zaun um das Grundstück herum. Was jüdische Siedler wiederum als Einladung ansehen, unerlaubt über das Grundstück zu laufen (Sind Sie jetzt zufrieden?, frage ich einen von ihnen. Ja, sagt er). Um Kamel und ich haben keine gemeinsame Sprache. Deshalb nehmen wir uns bei meinen Besuchen nur kurz in den Arm und lächeln dabei. Dann setzte ich mich zu den

Männern und Burschen ans Feuer, oder ich suche Holz.

Seit gestern gibt es kein Wasser mehr, es soll aber bald wieder welches geben. Freunde, Bekannte, Wildfremde bringen Essen vorbei. Manchmal ist die Stimmung wie in einem aufgeregten Pfadfinderlager. Wenn Militärjeeps das Lager umstellen und die Polizei enge Kreise zieht, ist es nur noch ein Lager.

Einen palästinensischen Arzt stört es, dass ich in der Sprache der Besatzer spreche. Und überhaupt, ob ich Jüdin sei? Wo mein Mann ist? Warum ich keinen habe? Ich breche weiter Äste über dem

Knie, bringe den Kindern auf Deutsch die Grundstellungen des Fechtens bei und bestehe darauf, dass die Mädchen auch Stöcke ins Feuer werfen dürfen.

Auf dem Heimweg will ich mir noch einen Wein holen.

„Entschuldigen Sie, führen Sie auch Wein, der nicht aus den illegal besetzten Gebieten kommt?“

„Wie, was für besetzte Gebiete?“

„Zum Beispiel nicht aus Hebron oder den Golanhöhen.“

„Ja, den haben wir. Aber Fräulein, Sie wissen schon, dass der liebe Gott uns das ganze Land geschenkt hat, gelt?“

#### *Dienstag*

Es ist Ramadan, es gibt kein Vor und Zurück. Tausende von Gläubigen schwimmen in einer unendlichen Welle zum Beten zur Al-Aksa-Moschee. Für 50 Meter brauche ich eine Stunde. Zwischen den ungeduldigen, fastenden Palästinensern, die aus dem Mund riechen und in der Hitze schwitzen, stehen israelische Soldaten, stellen sich in den Weg, fischen einen Mann heraus, treten auf die am Straßenrand am Boden feilgebene Ware. Ich ertrage diese Menschenmengen nicht mehr, auch nicht die Besatzung. Ich laufe in die Neustadt, in ein Café, bestelle mir einen Espresso macchiato und schlage die Zeitung beim Kulturteil auf. Ich kann kein Gewehr mehr sehen, keine Bubsoldaten, keine vermännerten Frauen in Uniformen. Ich kann kein „Hello, where are you from? Come see! I have beautiful things in my shop!“ mehr hören, ich will den Schmutz, die Armut und die Enge in der Altstadt nicht mehr ertragen und fühlen müssen. Und auch keine

Touristen mehr, die andächtig „Israel ist so schön“ stöhnen und denen bei Ramallah, Nablus und Hebron nur „Ja, ist es denn da nicht gefährlich?“ einfällt. Ich bestelle mir ein Croissant bei dem jungen Kellner, und als er es vor mich hinstellt, denke ich: Hast du neulich mit deinem Schießgewehr auf mich gezielt, ja? Dann vergesse ich die Frage, zahle, gehe einkaufen. Gerade so, als wäre ich in einem Land, in dem man einkaufen kann, ohne sich zu überlegen, ob man damit die Besatzung unterstützt, als könnte man sich hier mit der Frage aufhalten, ob einem der blaue

Pulli besser steht oder doch der grüne. Als würde nicht in diesem Augenblick wieder irgendwo ein Palästinenser erschossen, ein Orangenbaum gefällt und die Olivenernte von marodierenden Siedlerbanden verhindert, immer unter den Augen der Armee, die das alles nicht sehen will. Am Ende kaufe ich *Resurrecting Hebrew* (Westjerusalem), *Israeli and Palestinian Narratives of the Conflict – Confronting the Occupation* (Ostjerusalem) und ein Armband, von dem die israelische Verkäuferin mit amerikanischem Akzent sagt: „That’s sooo cute on you!“

Am Abend ruft eine Freundin an, ob wir uns sehen wollen? Bei unserem letzten Treffen erklärte sie mir, dass sie bei der letzten Wahl nur deshalb für den Faschisten Avigdor Lieberman gestimmt hat, weil sie Angst hatte, dass das „Land nach links rutscht“. Ich hab Kopfweg, behaupte ich, und bleibe zuhause.

#### *Mittwoch, der letzte Tag*

Ich fahre zum Gazastreifen. Ich durchquere die Westbank, vorbei an palästinensischen Dörfern und israelischen Kolonien, die wie Wagenburgen auf den Hügeln sitzen, versorgt mit Zäunen, Wachtürmen und Wasser. Ich fahre durch ein blühendes, sonniges Land, dem die Besatzung, die Palästinenser, der ganze territoriale Konflikt so fern und fremd sind wie den Leuten am Tegernsee Berliner Maikämpfe. Mittelklasse-Häuser neben Mittelklasse-Autos, Shopping-Center, Hochhäuser, Kreisverkehr, Cafés, Bioläden, Wiesen, Felder.

Sderot in Südisrael. Uncharmanten Würfelhäuser, Betonunterschlüpfen bei palästinensischen Raketenangriffen, Billigläden, verwaschene israeli-



*Unterschlupf gegen Raketenangriffe (Sderot, Februar 2008)*

Jewbask, Wikimedia

sche Fahnen im Wind, „Auf Wiedersehen in Sderot!“ Um den Streifen Land eine Mauer, vor der Mauer Kibbuzim, mit Blumen und Palmen. Vor den Palmen nur Sand, ein blechernes Schild, blau auf weiß: „Welcome to Eretz Checkpoint“, Wachtürme, ein Parkplatz, kein Verkehr, nur diese Mauer, an die sich die Dünenlandschaft schmiegt. Hinter die Mauer sehen kann man nicht.

Nach Jerusalem über Ramle. Ein Abladeplatz für alle und alles, die der israelische Staat nicht wirklich will und braucht: arme Russen, unterqualifizierte Äthiopier, harte Drogen, greifbare Armut, Palästinenser aus vorstaatlicher Zeit und Familien palästinensischer Kollaborateure aus dem Gazastreifen.

Wieder daheim wird gepackt: Daten sichern, auf CD brennen und sie mit allen anderen wichtigen Unterlagen per Einschreiben schicken. Bildschirmhintergrund wechseln: von einer Fotografie von Hebron zu einem Panoramabild der Altstadt. T-Shirt mit „Stop ethnic cleansing“ von außen nach innen drehen. Visitenkarten nach Unverfänglichkeit sortieren, Telefonbucheinträge von Muhammad, Hussein, Ali und Bakrie separat notieren und aus dem Handy löschen. Nochmals genau überlegen, was man den Sicherheitsleuten bei der Ausreise erzählt: In Ramallah war ich zum Frühstück, hübsche Stadt! Nablus kenn ich nicht. Flüchtlingslager? Wo sollen denn die sein? Hebron? War ich nur am Grab von Rachel, niemals im arabischen Suk. Palästinenser? Kenn ich keine. Wie meine Freunde heißen? Liat, Aviva, Yossi, Uri. Was der Grund meiner Reise war? Urlaub, wieso fragen Sie? 